

Wie wurde gebaut ?

Zur Zeit der Ansiedlung war Holz das wichtigste Baumaterial. Davon gab es an den Berglehnen in genügender Menge. Man mußte sowieso einen Teil der Wälder roden, um Äcker und Wiesen zu schaffen. Vierkantig behauene Balken wurden aufeinandergefügt, die Ritzen dazwischen mit Moos verstopft und mit Lehm verschmiert. Auf die Wände legte man Balken quer, und deckte den Raum mit Brettern ab, auf welche ein Estrich aus Lehm und Spreu geschlagen wurde. Darüber errichtete man ein Dach aus Holz und Schilf oder Lieschgras, welches letztere in der sumpfigen Talaue reichlich zu finden waren. Nach der Weizenernte wurden die Dächer auch mit Stroh gedeckt, das beim Dreschen mit dem Flegel nicht zerbrochen wurde. So ein Hausbau geschah in der gleichen Weise, wie man es in der alten Heimat geübt hatte. Dabei wurden natürlich auch die gewohnten Bezeichnungen für die Bauteile benützt. Der Dachfirst wurde mit einer dicken Lage Lieschgras oder Stroh bedeckt, welche durch Dachreiter festgehalten wurde.

Die kleinen Fensterchen wurden mit "Schlemmen", Schleimen bespannt. Das waren ausgedehnte Tierblasen. Durch sie drang ein spärliches Licht in den Raum.

Als der Wald auf größeren Flächen gerodet worden war, und das Holz sparsamer verwendet werden mußte, kam eine andere Bauart auf, bei welcher weniger Holz verbraucht wurde. Es war ein verdeckter Fachwerkbau. Auf ein Fundament von Steinmauerwerk, das über den Keller bis zur Fußbodenhöhe des Hauses reichte, wurden dicke Holzbohlen gelegt, auf denen ein Gerüst aus Balken aufgestellt wurde. Zwischen die Säulen und Streben desselben wurde ein Geflecht aus Weißbuchenruten angefertigt, das mit Lehm beworfen wurde. Damit er keine Risse bekäme, porös bliebe und einen natürlichen Luftaustausch ermögliche, wurde ihm Spreu beigemischt. Die Wände wurden zuletzt glatt gestrichen und getüncht. Solche Wände waren durch die Bohlen gegen die Bodenfeuchtigkeit, und von dem überhängenden Dach gegen Schnee und Regen geschützt. Das 20 - 30 cm dicke Stroh-

dach bildete sowohl im Winter als auch im Sommer einen guten Wärmeschutz. Ein solches Haus wird "builan štuf", Bohlenhaus genannt. Diese Benennung erinnert eigentlich an die erstgeschilderte Bauart. Die letzten Zeugen der Fachwerkbauart stehen noch auf Nr. 9 und Nr. 50. An anderen Häusern wurden später in dieser Weise, oder auch mit Lehmstampfwänden zwischen Ruten- oder Lattenrosten noch Mauern aufgeführt, die nicht von Fenstern und Türen durchbrochen wurden, aber nur von ganz armen Leuten und in Zeiten der Not.

Erst im 16. Jahrh. begann man in Siebenbürgen auch in den Dörfern Häuser aus Steinmauerwerk herzustellen. Das war auch in Großkopisch der Fall, was eindeutig dadurch bezeugt wird, daß die Maurermeister des Ortes am 1. Juli 1599 mit der Media-scher Maurerzunft einen Vertrag in vier Punkten in deutscher Sprache abschlossen. Nach J. M. Salzer beschloß man 1546 in Hermannstadt, weil so wenig gemauerte Häuser in der Stadt seien, "es solle keinem Pfarrer gestattet sein gemauerte Häuser, sondern nur Holzhäuser zu kaufen, damit der Pfarrer dieselben sodann aus solidem Material aufbauen möchte." Im 18. Jahrh. begann man die Häuser aus Ziegeln zu bauen. Man begann auch die Dächer mit Dachziegeln zu decken. Das schuppenähnliche Aussehen derselben führte zur Benennung "Schuppenziegel, s. šeptsäjəl." Mancherorts wurden dafür Geldprämien in beträchtlicher Höhe gegeben, weil durch Ziegeldächer die Feueregefahr gemindert wurde. Die neue Bauart setzte sich aber erst durch, als auf Anordnung der Nationsuniversität aus jedem Ort junge Männer nach Hermannstadt geschickt wurden, wo sie das Zieglerhandwerk erlernten.

Der Fußboden bestand aus gestampftem Lehm, der wöchentlich mit einer dünnflüssigen Lehm- oder Schlammmasse mit der Hand gestrichen und mit Sand bestreut wurde. Die Ärmsten des Dorfes machen es heute noch so. Man spricht dann von einem "gəštrixanən iərən."

Der Giebel des Hauses war durch Jahrhunderte offen. Danach wurde er mit Brettern zugeschlagen. Erst als man die Häuser aus Ziegeln mauerte, entstanden gemauerte Spitzgiebel, deren Mörtelverputz mit einem Weinrebenkranz und einem sinnvollen

Spruch geziert wurde.

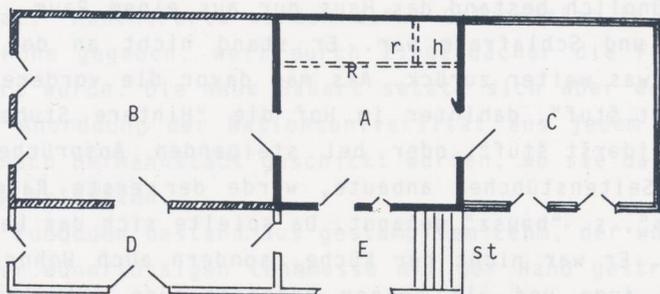
In einer Ecke des Hauses befand sich der offene Herd, dessen Rauch durch den Rauchfang abzog. Das war ein weiter, offener Schacht, dessen untere Öffnung so groß war, wie der Herd. Er ruhte auf einem langen Rast, der die über dem Herd verkürzten Balken trug, und auf einem kürzeren, der auf diesem und der Mauer lag und Rauchfangrast, s. "kŕiparâst" genannt wird, sowie auf der Mauerecke. Anfangs war der Rauchfang ein mit Lehm bestrichener Rutenkorb, der sich nach oben verengte. Seine aus Ziegeln gemauerten Nachfahren besaßen die gleiche Form. Einige Häuser, darunter das Pfarrhaus, besitzen heute noch einen solchen, jedoch ist er unten nicht mehr offen, sondern mit Brettern und Estrich zugebaut und der Rauch wird durch eine Ofenröhre oder einen gemauerten Schacht in den weiten Rauchfang geleitet. Dahin hängte man an ästigen Stangen im Winter Fleisch und Speck, um sie zu räuchern. Das geschieht auch heute noch, indem man auf den Dachboden eine Türe in den Rauchfang machte und Haken in die Wände schlug, an denen die Fleischvorräte aufgehängt werden. Die Mundart hat in der Bezeichnung "kîp, kep, kŕip," die Bauweise festgehalten. So wird im Rheinland der aus Ruten geflochtene Tragkorb benannt, in dem die Bauern ihre Erzeugnisse zu Markt trugen.

Ursprünglich bestand das Haus nur aus einem Raum, der Küche, Wohn- und Schlafräum war. Er stand nicht an der Gasse, sondern etwas weiter zurück. Als man davor die vordere Stube, s. "fêdəršt ŝtuf", dahinter im Hof die "Hintere Stube", sächsisch "hanjdəršt ŝtuf", oder bei steigenden Ansprüchen auch noch ein Seitenstübchen anbaute, wurde der erste Raum immer noch "Haus", s. "həusz" genannt. Da spielte sich das Leben der Bauern ab. Er war nicht nur Küche, sondern auch Wohnraum, wo im Winter jung und alt seiner Beschäftigung nachging. Hier machten die Kinder ihre Hausaufgaben, der Bauer las die "Landwirtschaftlichen Blätter" oder ein Buch, hier surrte an langen Abenden die Spindel der Hausmutter, und beim anheimelnden Knistern des Holzfeuers wurden die schönsten Märchen und Sagen erzählt. Kamen aber die Nachbarinnen mit dem Spinnrocken "in

die Gasse", d.h. auf Besuch, dann wurden in angeregtem Plaudern die letzten Neuigkeiten des Dorfes ausgetauscht. Will man mit Freunden und Nachbarn zwanglos beisammensitzen und erzählen, geschieht es auch heute noch im "Haus".

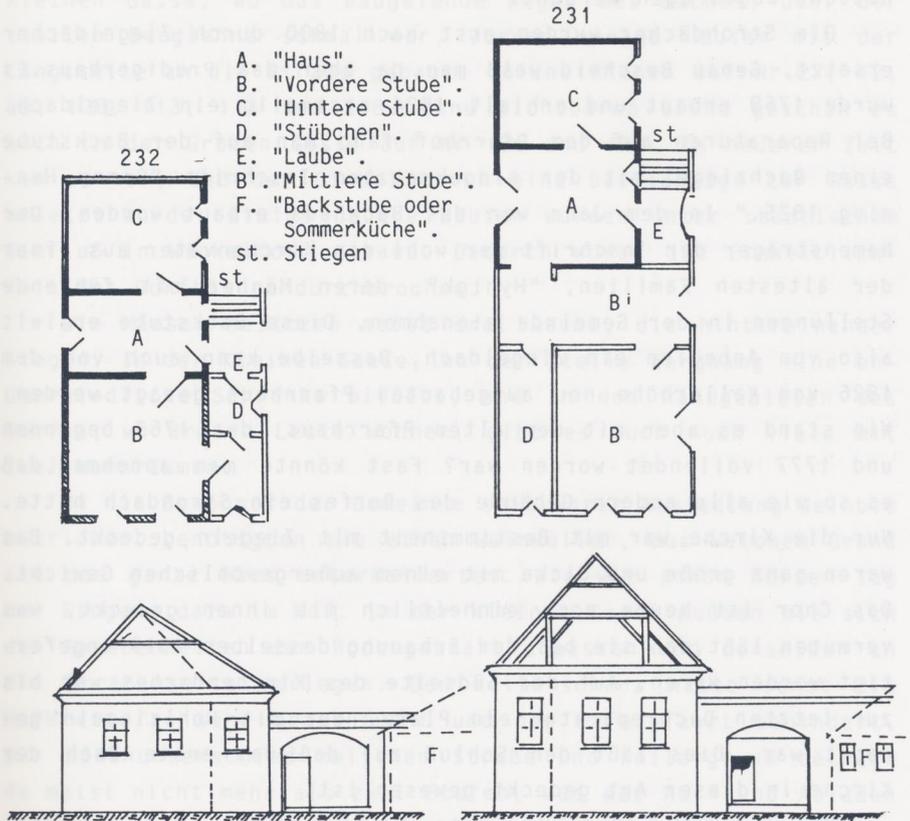
Auf der Hofseite wurde an das Haus eine Laube angebaut, eine überdeckte Plattform vor die Eingangstüre, auf die man über Stiegen direkt von der Straße gelangte. Meist führten Stiegen auch nach rückwärts zu den Wirtschaftsgebäuden. Wurde aber neben die Vordere Stube ein Seitenstübchen angebaut, dann hatte die Laube, s. "dæ lûif", nur einen rückwärtigen Treppenaufgang. Das Dach der Laube ruhte auf zwei Pfeilern, zwischen denen ein weitgespannter Rundbogen das nötige Licht ins Haus fallen ließ. Die Laube sollte nicht nur den Hauseingang, sondern vielmehr den Kellereingang, den Kellerschanz, s. kælər-šauəłts, vor den Unbilden der Witterung schützen. Das war anfangs nur ein Schanz, der bei Regenwetter ohne Überdachung zur Rutschbahn geworden wäre. Wo das Gelände so steil ist, daß im Hof kein Kellerzugang gegraben werden konnte, wurde er an die Gassenfront des Hauses verlegt, wie in der Kleinen Gasse, wo man über 2, 3 Stufen von der Straße in den Keller gelangt, was den Bau von Lauben erübrigte. Der folgende Plan zeigt die

Entwicklung des Hauses.



- A. Ältester Teil des Hauses. "Haus", s. "həusz" genannt.
 B. Vordere Stube, s. "fədəršt štuf".
 C. Hintere Stube, s. "hənjdəršt štuf".
 D. Seitenstübchen, s. "štifkən".
 E. Laube, s. "lûif".
 r. Balkenrast, s. "stuvərāsz". h. Herd, s. "hiərd".
 r.-Rauchfangrast, s. "kûipərāsz". st. Stiegen, s. "trāpən".

Die meisten Erweiterungen, Anbauten und Umbauten wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. durchgeführt, als die Bevölkerung sich verdoppelt hatte. An manchen Häusern kann man, an den immer wieder auftretenden Mauerrissen erkennen, was angebaut wurde. An einigen gibt auch die Form der Dächer darüber Aufschluß. Beispielhaft dafür sind die beiden Häuser Nr. 231 und 232, von denen je ein Grund- und Aufriß gegeben wird.



An Haus 232 ist nicht nur der Mauerriß zwischen Vorderer Stube und dem angebauten Stübchen zu erkennen, sondern auch die Form des Daches zeigt die Erweiterung deutlich an. Es wurden vom First des alten Daches längere Sparren bis über den Anbau gezogen, während beim Haus 231 zu erkennen ist, daß ein

neuer Dachstuhl aufgesetzt wurde. Oft genügten auch diese Erweiterungen nicht. Als die Dächer mit Ziegeln gedeckt wurden, und dadurch die Feuersgefahr geringer geworden war, wurden Altenstübchen, Sommerküchen und Backstuben an die Nachbarhäuser angebaut. Danach konnten die gemeinschaftlichen Backhäuser, die unter der Aufsicht der Nachbarväter auf einem öffentlichen Platz des Dorfes, abseits der strohgedeckten Häuser gestanden hatten, abgetragen werden.

Die Strohdächer wurden erst nach 1800 durch Ziegeldächer ersetzt. Genau Bescheid weiß man da über das Predigerhaus. Es wurde 1768 erbaut und erhielt 1824 erstmalig ein Ziegeldach. Bei Reparaturen auf dem Pfarrhof fand man auf der Backstube einen Dachziegel mit der eingekratzten Inschrift "Georg Henning 1825." In dem Jahr war das Backhaus erbaut worden. Der Namensträger der Inschrift war wohl ein Kirchenvater aus einer der ältesten Familien, "Hynigk", deren Männer oft führende Stellungen in der Gemeinde einnahmen. Diese Backstube erhielt also von Anbeginn ein Ziegeldach. Dasselbe kann auch von dem 1826 von Kellerhöhe neu aufgebauten Pfarrhaus gesagt werden. Wie stand es aber mit dem alten Pfarrhaus, das 1763 begonnen und 1777 vollendet worden war? Fast könnte man annehmen, daß es so wie alle andern Gebäude des Dorfes ein Strohdach hatte. Nur die Kirche war mit Bestimmtheit mit Ziegeln gedeckt. Das waren ganz große und dicke mit einem außergewöhnlichen Gewicht. Das Chor ist heute noch einheitlich mit ihnen gedeckt, was vermuten läßt, daß sie bei der Erbauung desselben 1519 angefertigt worden waren. Auf der Südseite des Kirchendaches war bis zur letzten Dachreparatur ein Platz, der mit Hohlziegeln gedeckt war. Dies läßt den Schluß zu, daß das erste Dach der Kirche in dieser Art gedeckt gewesen ist.

Die Fenster waren allgemein aus Schleiemen. Aus der Kirchenrechnung geht hervor, daß das Predigerhaus 1771 Fenster aus Glas erhielt. Für die Schule wurden laut derselben Quelle noch 1763 "Schlemmen" gekauft, aus welchem Anlaß sie im Ort zum erstenmal urkundlich erwähnt wurde.

Unsere Väter brachten den Baustiel aus ihrer Heimat

mit. Er gab den Gassen des Dorfes ein einheitliches Aussehen. Weil er auch von den übrigen Bewohnern Siebenbürgens übernommen wurde, erhielten weite Teile des Landes ein deutsches Gepräge. So besteht auch in Großkopisch kein Unterschied in der Bauart sächsischer und rumänischer Häuser. Das Wohnhaus stand immer mit der Schmalseite zur Straße. Der Giebel war spitz. Später wurde er abgekragt. Die beiden letzten nach 1956. In der Kleinen Gasse, wo das Baugelände wegen des Baches, oder der steilen Berglehne schmal war, wurden einige Häuser mit der Längsseite an die Straße gebaut. Solche stehen auf Nr. 27, 42, 98, 108, 113, 114 und 248. Ohne sichtbaren Grund geschah es auch in der Großen Gasse auf Nr. 136 und 137. In neuerer Zeit kam es vor, daß der Giebel durch eine Dachschräge zur Gasse ersetzt wurde. Einige neuere Häuser wurden unter städtischem Einfluß in Winkelform gebaut. Dadurch wurde die Einheitlichkeit des Dorfbildes durchbrochen.

Die Häuser besitzen meist drei Räume, die hintereinander liegen. In der Kleinen Gasse, wo der steile Berghang eine unüberwindliche Schranke bildete, und in den Randgebieten des Dorfes, wo ärmere Leute wohnen, gibt es auch noch viele mit zwei Wohnräumen.

Da die Bewohner der Gemeinde seit ihrer Ansiedlung Weinbau betrieben, benötigten sie einen Weinkeller, aus welchem Grund sie das ganze Haus unterkellerten. Wie wir schon hörten lag der Eingang dazu im Hof. In der Kleinen Gasse mußten sie sich den Gegebenheiten der Bodengestalt anpassen und denselben an die Straßenseite verlegen. Der Kellerschanz hätte sonst die Hofbreite zu sehr beansprucht und die Hofeinfahrt behindert. Der Höhenunterschied zwischen Straße und Kellergrund beträgt da meist nicht mehr als zwei Stufen, was das Auf- und Abladen der Erntevorräte und das Schrotten voller Weinfässer erleichterte. Diese wurden über die Schrotleiter aus dem Keller auf den Wagen gerollt. Die Leiter bestand aus zwei starken, etwas über drei Meter langen Eichenstaffeln, die von zwei Sprossen zusammengehalten wurden und an dem einen Ende einen Eisenhaken zum anhängen an den Wagen besaßen, daß sie nicht abglitt.

Der Keller war in mehrere Teile abgeteilt, damit ein gesonderter Weinkeller geschaffen würde, wo auf kurzen vierkantigen Holzblöcken zwei lange, schwere Eichenbalken, die Ganten, sächsisch "gäunär" genannt, ruhten. Auf ihnen lagen die Weinfässer. In diesem Raum bewahrte man nur noch Äpfel auf, die im Winter ihren verlockenden Duft durch die kleinen Fensterchen entweichen ließen, der dem Geschmack des Weines nichts schadete. Dagegen wurden Kartoffeln, Rüben und Wurzelgemüse in einem andern Kellerraum aufbewahrt. Dort stand auch die Bütte, s. "kämpəstbid", mit dem im Winter unentbehrlichen Sauerkohl, s. "kämpəst". Bei großer Kälte wurden die Kellerfenster mit Stroh zugestopft. Die Kellertüre wurde abgesperrt, und man betrat den Keller aus dem Haus durch die Kellerschlucht, s. "käləršluəxt. Zu dem Zweck war in einer Ecke eines Wohnraumes im Fußboden eine Falltüre angefertigt, durch die man über eine breitstufige, steile Leiter in den Keller gelangte.

An das Haus schloß ein Schopfen an, der die Ackergeräte, den Wagen, das Brennholz und die Kelter, die hölzerne Weinpresse beherbergte. Wo der Hof genügend eben war, baute man anschließend noch einen Stall bis zur quergestellten Scheune, die den Hof in ganzer Breite gegen den Garten abschloß.

Die Scheune war in drei Teile geteilt. Im mittleren war die Tenne, s. "dər den". Wenn man die in Garben gebundenen Halmfrüchte in die Scheune einführte, lagerte man sie auf einer Schichte Heu im sog. Viertel, s. "fūirəl". Der Estrich der Tenne wurde vorher mit einem dünnen Lehmbrei glatt gestrichen, damit kein Körnchen verloren gehe. Während das Dreschen in unseren Tagen mit der Dreschmaschine bewerkstelligt wird, mußte das früher mit dem Dreschflegel durchgeführt werden. Da stellten sich die Männer an, legten eine Schichte Garben mit den Ähren zur Mitte der Tenne und schlugen die Körner aus. Meist waren es drei, die vom frühen Morgen bis es dunkelte die Flegel im Dreitakt schwangen. Heute ist dies Werkzeug ins Museum verbannt. Es bestand aus zwei schön runden Stöcken von verschiedener Länge, die durch ein starkes Lederband lose miteinander verbunden waren. Am längeren Stab gefaßt, um den Kopf

geschwungen, sauste der kürzere Stab flach auf die Ähren nieder. Das war eine schwere Arbeit, die Hunger erzeugte. Darum sagt man heute noch über einen guten Esser: "Er ißt, wie ein Drescher." Warum, weiß kaum noch jemand.

Wie in biblischen Zeiten wurden Spreu und Weizen mit Hilfe der Worf-schaufel voneinander gesondert. Erst wurde das Stroh ausgelesen und entfernt. Das zurückbleibende Gemenge von Spreu und Korn an eine Seite der Tenne, an die Tennenwand, s. "dēwōund", gekehrt. Dann wurden beide Tore der Scheune geöffnet, daß Zugwind entstand. Hierauf wurde die Worf-schaufel, d. i. eine Hohlschaufel von etwa 18 cm Breite, 10 cm Tiefe und 60 cm Länge und einem 80 cm langen Stiel, von dem Gemenge vollgeschöpft und im Bogen gegen den Wind geleert. Die leichtere Spreu blies der Wind zum Werfer zurück, während die schwereren Körner etwas weiter auf die glatte Tenne fielen. Das war eine Arbeit, die heute wenige kennen, niemand mehr ausübt, aber gerade darum verdient festgehalten zu werden. Nicht zuletzt auch darum, weil unser Heiland sie als Beispiel für Gottes Gericht an den Menschen benützte. Das Stroh wurde im Garten in einer Driste, s. "dräsz", aufgeschobert. Die Spreu oder Kaff, s. "kuäv", wurde im sog. "kuävəsz", d. i. ein schmaler Anbau im Garten an das Viertel der Scheune, untergebracht.

Unter einem Drittel der Scheune war meist der Viehstall, mit mehreren fensterähnlichen Öffnungen zur Tenne. Sie wurden "rūfläixər", Raufenlöcher genannt, weil durch sie das auf der Tenne vorbereitete Futter den Pferden in die Raufe, dem Rindvieh in die Krippe gereicht wurde. Vor dem Stall befand sich die Düngergrube. Waren die Scheuentore und das Gassentor geschlossen, dann bildete jeder Hof eine kleine Festung für sich.

Heute stehen auf vielen Höfen nur noch die Häuser. Ställe, Schopfen und Scheunen wurden größtenteils abgetragen, weil sie nicht mehr gebraucht werden und somit unnötige Instandhaltungskosten verursachen würden.

Gegen die Straße wurde der Hof mit einem Tor mit gemauertem Torbogen abgeschlossen, der die Einfahrt überspannte. Im Kern der Dorfsiedlung sind diese noch vorhanden. Wer einst un-

ter ihnen in den Hof trat, erfreute sich nicht nur der Gastfreundschaft, sondern auch des Schutzes des Eigentümers. Wer den Frieden brach, über den "Frieden", die Umfriedigung mit dem Nachbarn einen Streit anfang, wurde hart bestraft. Ebenso wurde straffällig, wer das Gehöft auf einem andern Weg als durch das Tor betrat. Heilig war die Schwelle des Hauses über welche die Braut getragen wurde, wie auch der Herd auf den einst der Täufling nach der Taufe gelegt wurde.

Um alle Gärten des Dorfes spannte sich der sog. Bodenzaun oder der Dorffrieden, der von allen Wirten sorgfältig instandgehalten werden mußte. Darüber wachte die Nachbarschaft. Er wurde schon mit viel Sorgfalt angefertigt. Erst wurden Stecken aus gespaltenem Eichenkernholz in entsprechendem Abstand in den Boden gerammt. Sie waren an beiden Enden zugespitzt. Dazwischen wurden Weißbuchenruten geflochten. Wenn das Geflecht eine gewisse Höhe hatte, wurden durch seinen oberen Rand zugespitzte Stecken von etwa 80 cm Länge, s. fätsštākān, bis zur Hälfte wagerecht durchgesteckt und daran eine schmale wagerechte Fläche geflochtener Ruten angefertigt auf der mit Stroh ein Dach errichtet wurde, das von den spitzen Zaunstecken überragt wurde. Sie gaben nicht nur dem Stroh einen Halt, sondern hielten auch die darauf geschlagenen Schlehndornen fest. Der Zaun war gegen Schnee, Regen und Wind geschützt und ein Übersteigen war erschwert.

An der Dorfeinfahrt befand sich das Falltor, s. "faualdui-er", wodurch die Sicherheit der Dorfbewohner nach außen gewährleistet werden sollte. Mehr mußte das aber noch durch das wache Auge und das helle Ohr des Nachtwächters geschehen, der noch zur Zeit des ersten Weltkrieges nachts durch die Gassen ging, die Stunde ansagte und die Bürger mahnte, das Feuer zu hüten.

Die Einrichtung des Hauses war anfangs denkbar einfach. Sie bestand aus einem Tisch und Bänken, einer Truhe, einem Bett und der Ofenbank. Je mehr Wohnraum geschaffen wurde, um so anspruchsvoller wurde er auch eingerichtet. Das Tischlerhandwerk der Städte entwickelte sich immer mehr und bot den

Bauern auf den Jahrmärkten die bunt bemalten Möbel an. Doch Birthälm war ja ganz nahe und bei einem bekannten Meister hatte man die Gewähr, daß einem eine gute Arbeit geboten wurde. So war es nur verständlich, daß die Großkopischer den Weg über die Hill gingen und sich im Nachbarort die gewünschten Anschaffungen machten. Leider sind die schön bemalten Betten, Tische, Truhen, Kommoden und Rahmen schon seit langer Zeit verschwunden. Es besteht heutigentags zwischen einer Wohnung in Großkopisch und in der Stadt kein Unterschied mehr. Alle Räume können dank dem 1958 eingeführten Erdgas erwärmt, und seit 1962 auch mit elektrischem Strom erleuchtet werden. In einigen Häusern wurden Badezimmer eingerichtet. Die Häuser sind wohnlicher geworden. Eines aber blieb gleich. Wenn man zusammenkommt, um miteinander zu erzählen, sei es im größeren Familienkreis, oder im Kreise der Nachbarn, dann sitzt man auch heute noch mit Vorliebe im "Haus", das noch immer Küche und Wohnraum ist. Die Vordere Stube ist nur für Gäste. Dem Bauern, eigentlich müßte man sagen dem Eigentümer, dient sie als Aufenthaltsraum nur bei Taufen und Hochzeiten und -so fügten die Städter mit heimlichem Spott hinzu - wenn er stirbt und darin aufgebahrt wird.